

REZENSION

Debus, Ursula, 2022. *Genozid als Heldenepos? Spanien und der 500. Jahrestag der Entdeckung Amerikas*. Baden-Baden: Tectum, XIII+140 S.

Es kommt nicht alle Tage vor, dass eine Magisterarbeit nach 28 Jahren in einem Verlag erscheint (nachdem sie schon einmal 2017 von einem anderen Verlag veröffentlicht wurde). Das hängt unter anderem mit dem Thema zusammen: es gibt kaum deutsche Arbeiten über die Diskussion um die „Entdeckung“ Amerikas, die um den fünfhundertsten Jahrestag herum stattgefunden hat. Diese Debatte zeichnet die Verfasserin nach, wie sie sagt mit einer deskriptiven und einer ideologiekritischen Komponente (6). Die Arbeit wurde einst von dem leider verstorbenen Horst G. Klein (1944-2016) betreut.

Die Verfasserin verweist schon eingangs (1) auf die Unterschiede zu der Debatte, die hundert Jahre früher stattgefunden hatte, damals noch in Zeiten eines ungebrochenen europäischen Imperialismus und Überlegenheitsgefühls – kurz zuvor hatte erst die koloniale Aufteilung Afrikas auf der Berliner Afrikanerkonferenz (1884/1885) stattgefunden – (in Spanien kam es zur großen Krise erst 1898 mit der Niederlage gegen die USA und dem Verlust der letzten amerikanischen Kolonien Cuba und Puerto Rico). Sie erinnert im Vorwort auch daran, dass bereits zu Beginn der siebziger Jahre, also noch in der Spätzeit der franquistischen Diktatur, erste Überlegungen zu Gedenkfeierlichkeiten veröffentlicht wurden; man kann sich denken, dass diese anders ausgesehen hätten als die, die dann veranstaltet wurden.

1982 löste eine Regierung der Sozialisten in Spanien die des *Centro Democrático* ab, welche ihrerseits den Übergang von der blutigen Diktatur zu einer demokratischeren Herrschaftsform organisiert hatte. Dieser Machtwechsel bedeutete auch nach außen, dass Spanien die neue Ordnung internalisiert hatte (viel spätere Ereignisse werden diesen Optimismus in Frage stellen). Die Regierung von Felipe González hatte Anfang der neunziger Jahre etwas von ihrem ursprünglichen Schwung verloren und wollte daher das Jahr 1992 zu einem besonderen machen: die Olympischen Spiele in Barcelona, die Weltausstellung in Sevilla und eben das Gedenken an die Eroberung Amerikas schienen dafür einen guten Rahmen abzugeben. Allerdings war klar, dass sich über dieses Gedenken eine breite Diskussion entfalten würde, denn der imperialistische Konsens von 1892 war inzwischen aufgebrochen. Zum Verständnis des gesamten Kontextes ist wichtig, dass man sich vor Augen hält, dass kurz zuvor erst die UdSSR in fünfzehn Einzelstaaten zerfallen war, das „sozialistische Lager“ sich

weitgehend aufgelöst hatte und sich damit die Frage nach Freiheit und Unabhängigkeit mit großer Aktualität stellte. Hinzu kam der (nicht berechnete) Hochmut des „Westens“, den östlichen Herausforderer in die Knie gezwungen zu haben. Zwar gab es diesen nicht mehr, die Fragen, auf die dieser mit meist untauglichen Mitteln Antworten gesucht hatte, sollten sich in den folgenden Jahrzehnten immer dringlicher stellen.

Die Diskussion darüber, wie das „Jubiläum“ zu begehen sei, zeichnet die vorliegende Arbeit nach. Sie geht zunächst von den staatlichen spanischen Planungen aus, für die auch dem damaligen König Juan Carlos I. eine wichtige Rolle zugeordnet war. Der spanische Außenminister Javier Solana de Madariaga sprach von einer Modernisierung der Beziehungen und einer Verbesserung des Bildes von Spanien auf der Erde, Kritiker vermuteten angesichts der angespannten wirtschaftlichen Lage indes vor allem wirtschaftliche Interessen (4-5). Gegen diese Planungen erheben sich auf der einen Seite spanische Kritiker, auf der anderen vor allem solche aus Amerika. Anhand ausgewählter Primärtexte, die die Verfasserin (wohl mit Recht) für repräsentativ hält, zeichnet sie die Argumentationslinien nach. Ihre „Gliederung der Analyse orientiert sich bewusst nicht an der Zugehörigkeit der Diskussionsteilnehmer zu bestimmten politischen und sozialen Gruppen“ (9) – was für einen ersten Interpretationsschritt sinnvoll sein kann, später jedoch in einer Synthese hätte nachgeholt werden können.

Die Debatte entspannt sich schon an der Auseinandersetzung darüber, wie die Landung in Guanahaní 1492 bezeichnet werden soll/kann. Während die spanische Seite den Begriff *descubrimiento* (Entdeckung) vorschlägt, spricht der mexikanische Historiker Miguel León-Portilla, der sich viel mit autochthonen Kulturen beschäftigt hat, von einem *encuentro entre dos culturas* (Zusammentreffen zweier Kulturen), während Gegner der Feierlichkeiten Begriffe wie *encubrimiento* (hier: Aneignung), *encontronazo* (Zusammenstoß) oder schlicht *invasión* verwenden. Sie wollen damit zum einen andeuten, dass „Entdeckung“ eine Frage der Perspektive ist, „Begegnung“ sich nur zwischen Gleichberechtigten abspielen kann, da die autochthonen Völker Amerikas jedoch nicht so behandelt wurden, letztlich nur von einer Invasion gesprochen werden könne. Diese Diskussion zeichnet die Verfasserin mit zahlreichen Details nach. Dabei wird deutlich, dass vor allem auf spanischer Seite teilweise noch sehr altertümliche Positionen (um es höflich auszudrücken) vertreten werden. Verständlicherweise wenden sich vor allem progressive lateinamerikanische Autoren (wie etwa Eduardo Galeano) gegen solche Positionen.

Ein zweiter Diskussionsstrang durchzieht die Debatte, nämlich wie die Ereignisse des Jahres 1492 auf der Iberischen Halbinsel zu bewerten seien. Es

sei daran erinnert, dass am 2. Januar jenes Jahres Granada von den Katholischen Königen erobert wird, dass wenige Monate später die Juden aus Kastilien und Aragon vertrieben werden (mit den aus diesen beiden Operationen erbeuteten Reichtümern wird auch die Reise Columbus' finanziert), dann im Sommer die Grammatik Nebrijas veröffentlicht wird (allerdings überschätzt die Verfasserin die damalige Bedeutung der Grammatik, sie wird erst zweihundert Jahre später wieder aufgelegt und als wichtiges Werk erkannt), und sich schließlich die „Entdeckung“ Amerikas durch Columbus abspielt. (Nicht nur) der frankquistischen Historiographie gilt dieses Jahr daher als Höhepunkt der Geschichte Kastiliens und Aragons (33). Erstaunlicherweise vertritt etwa der Philosoph und Schriftsteller Julián Marías ähnliche Vorstellungen noch im Vorfeld von 1992 (33); er steht damit nicht allein. Dagegen erhebt sich natürlich teilweise lebhafter Widerspruch, nicht nur aus Amerika. Gerade aus dem Baskenland und Katalonien werden Stimmen dagegen laut, denn die Eroberungen und die allmähliche Vereinheitlichung des Staates bedeuten auch Verluste für die peripheren Kulturen (43).

Ein weiterer Punkt der Auseinandersetzung entspannt sich entlang der Frage, wie die Kolonialpolitik Kastiliens zu beurteilen sei, als Völkermord (45) oder als zivilisatorischer Fortschritt (49). Damit verbindet sich die Einschätzung der Konquistadoren und die des „demographischen Kollapses“ (51) und schließlich die der Bewertung des Untergangs der altamerikanischen Kulturen (59-68). Auch um die Positionen der frühen Kritiker der Kolonialpolitik wie Las Casas entfacht sich eine Auseinandersetzung. War er nur ein „besserer Kolonisationsator“ oder wollte er mehr (71)? Bei Überlegungen zu dieser Frage sollte man sich vielleicht *auch* vor Augen halten, welche Argumente Las Casas' vielleicht Chancen hatten, wahrgenommen zu werden. Hätte er den Kolonialismus grundsätzlich abgelehnt, wäre sein Erfolg vermutlich noch geringer gewesen. Auch der Begriff des *mestizaje* wird in einem Subkapitel kritisch hinterfragt.

Ein (kurzes) Kapitel widmet die Verfasserin den Positionen der „indigenen Organisationen“ Amerikas (83-89). Diese sind zwar in den Formulierungen klarer, können aber am Lauf der Dinge kaum etwas ändern. Sie versucht im Anschluss daran, eine Synthese unter dem Titel „Die Bewertung des spanischen Kulturerbes: Bilder des gegenwärtigen Lateinamerika“ (91-110) vorzunehmen, diskutiert darin die historischen Bezeichnungen des Subkontinents (92-96), die Frage einer kollektiven Identität (96-100), das Konzept des *mestizaje* (100-107) und schließlich die umstrittene kulturelle Heterogenität (107-110). Insgesamt bilden diese Kapitel eine geordnete Wiederaufnahme der vorigen Diskussionen. Danach versucht sie, Zukunftsperspektiven zu zeigen (111-123), ganz zu Recht zitiert sie den spanischen Juristen Carrillo Salcedo mit der Aussage, einer

der Hauptwidersprüche des internationalen Systems wurzele in der Spannung zwischen den nationalen Unabhängigkeiten und den Anforderungen der (internationalen) Interdependenz (121). Damit ist letztlich eines der Grundprobleme der (kaum existierenden) derzeitigen Weltordnung benannt.

Allerdings endet trotz aller Feierlichkeiten das Jahr 1992 nicht unbedingt positiv, wie die Verfasserin in einem kurzen „Fazit“ (125-128) feststellt: die folgende Wirtschaftskrise fordert das progressive Spanien massiv, das sich mit seinen Großbaustellen übernommen hatte, und bereitet letztlich auch den Rechtsruck von 1996 vor.

Auch mit dreißig Jahren Abstand ist es interessant, die Diskussion zu verfolgen. Bereits in der Einleitung verkündet die Verfasserin allerdings das Ergebnis ihrer Arbeit: „die Majorität der Diskussionsteilnehmer [bevorzugt] ‚Sowohl-als-auch-Positionen‘, die sich bei näherem Hinsehen meist als apologetisch erweisen“ (10).

Dennoch wäre es schon damals sinnvoll gewesen, nicht nur Einzelmeinungen einander gegenüberzustellen, sondern *auch* stärker kollektive Argumentationslinien zu suchen und darzustellen. Wer behauptet was? Wer stellt sich dagegen? Warum? Welche Strategien stehen einander gegenüber? Ob die Wahl des Titels wirklich glücklich ist und nicht zu parteiisch anmutet, darüber kann man verschiedener Meinung sein. Auf jeden Fall hätte es jedoch bei einer Veröffentlichung fast dreißig Jahre nach dem Abschluss der Arbeit einer aktualisierenden Zusammenfassung bedurft, die die damalige Situation der Erde ebenso skizziert, wie die politische Lage in Spanien und die weiteren Entwicklungen. In diesen dreißig Jahren haben sich sowohl in Lateinamerika als auch in Spanien viele, teilweise widersprüchliche, Entwicklungen abgespielt, die es verdient hätten, wenigstens in Umrissen dargestellt zu werden um einen Eindruck über die heutigen Diskussionslinien zu vermitteln. Damit wäre vor allem für Leser, welche die damaligen Diskussionen nicht miterlebt haben, eine leichtere Einordnung möglich. Es ist schade, dass der Verlag nicht darauf gedrungen hat. Dennoch lohnt das Buch die Lektüre, wenn Leser bereit sind, sich auch mit dem vertraut zu machen, was sich mittlerweile ereignet hat.

Oberwaltersdorf, 30. Januar 2023